



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reck-Malleczewen, Fritz: Reisebriefe. 6. Icarus tropicus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Reisebriefe

Von Fritz Reck-Malleczewen in Stuttgart

6. Icarus tropicus

Als wir vor Valparaisos Amphitheater lagen und am Tage in der Glutsonne brieten, am Abend im „eisigen Süder“ froren, ratterten die Dampfwinden uns ein wunderliches Ding an Bord: eine Kiste, gut zwölf Meter lang und kaum zwei Meter breit. Vorn bei der Back wurde sie verstaut. Wir rieten auf alles mögliche. Der erste Offizier, der um den Inhalt wußte, lächelte nur ironisch und führte mich schließlich nach vorn an das seltsame Ding heran. Und durch die weiten Fugen der Verpackung sah ich eine Menge Spanndrähte und eine große weiße Fläche und dann noch eine. Da wußte ich Bescheid, zumal auf den Brettern der Verpackung in großen schwarzen Buchstaben das Wort „Farman“ geschrieben stand. Ich sah den Seemann etwas fragend an: wir gingen nach der tropischen Westküste! Wer wollte denn da fliegen? Der andere wußte es auch nicht. Aber schon am nächsten Tag löste sich das Rätsel: ein brauner Gesell kletterte das Fallrepp hoch, ein kleiner eleganter Kerl, in seiner Eleganz ein wenig eine Boulevardfigur. Er sagte guten Tag und nannte seinen Namen. Da stellte es sich heraus, daß es ein chilenischer Offizier war, der oben in den Republiken des Nordens Schausflüge veranstalten wollte. „Auf Einladung der Regierungen?“ O nein, für Geld! Daß das für meinen europäischen Horizont ein wenig merkwürdig war, konnte er nicht recht begreifen. . . .

Im übrigen war er ein netter Kerl. Es stellte sich bald heraus, daß er auch eine Weile nach Berlin kommandiert gewesen war. Dann hatte er bei Paris das Fliegen erlernt und wußte allerlei Schnurriges von den französischen Flugplätzen zu erzählen und von seinen Fahrten im Clement-Bayard, dessen starkes Schwanken ihm entschieden ungemütlicher gewesen war als die Stöße seines Flugzeuges.

So plauderten wir uns — wenn ich an Bord war und es nicht vorzog, die Strecken von Hafen zu Hafen an Land reisend oder reitend zurückzulegen — bis zu seinem Bestimmungsort hinauf. Am Vorabend, als seine Mechaniker sich schon an der Kiste zu schaffen machten, kam er mit einer Bitte: ob ich nicht sein Fluggast sein wolle. Wenigstens einmal: die Leute würden mehr staunen, wenn sich ein Europäer ihm anvertraue, müsse ich wissen.

Natürlich wollte ich. Denn einmal war ich noch nie geflogen und dann war's die erste Flugveranstaltung in der kleinen Republik. Und monsieur le président de la république würde bestimmt kommen, sagte er.

Am nächsten Tage schon klebten große Plakate mit dem Porträt des Chilenen an den Straßenecken. Und jede dieser Ecken war von einem Schwarm neugieriger Nigger belagert. Seine Leute wählten einen geeigneten Platz. Ja, das war nun nicht so einfach wie in Johannisthal! Ein klein Fleckchen nur des Feldes war fester Boden, der Rest ziemlich weich und feucht und mit hohem Gras bestanden. Am Abend, als die Leute mit dem Montieren des Apparates fertig waren und sein Manager einen notdürftigen Zaun hatte herumlegen lassen, ließ er den Gnomemotor brummen und steuerte getrost geradeaus. Im Moment saß er im Morast und zwar recht tief: ein paar Drähte waren gerissen und der Propeller beschädigt. Es war am Donnerstag und am Sonntag schon sollte geflogen werden. Aber der kleine braune Kerl verlor nicht den Mut. Am Freitag abend war alles wieder in Ordnung und auch eine neue, leidlich gute Abflugbahn war gefunden worden. Es ging wirklich. Er mußte zwar recht zirkeln, aber er kam gut hoch. So warteten wir getrost den Sonntag ab.

An dessen Nachmittag saßen wir im Schutzzelt und rauchten und plauderten. Draußen strömte es schon heran. Woher nahmen die Nigger nur das Geld? Zehn und fünf Sukres — das sind zwanzig und zehn Mark — nahm der Kleine für den Platz. Und er lachte behaglich, wenn er heraustrat und die Fülle sah. Die europäischen Kolonien waren natürlich vollzählig vertreten und ebenso die Gesellschaft der nahen Hauptstadt. Selbst der Hasenpöbel hatte sich — legitim oder illegitim — eingefunden. Für fünf Sukres mußte doch etwas zu sehen sein! Am Ende, wenn das Glück gut war, gar eine Katastrophe: der Spaniermischling witterte den Blutraub eines Stiergefechtes! Jedenfalls hatte der Kleine ausverkauft. Nur das versprochene Staatsoberhaupt und sein „Hof“ fehlte noch. Wir hatten aber keine Zeit, die Seebrise mußte bald kommen und die wollten wir hier — wo keine meteorologische Station wie in Europa die oberen Luftbewegungen genau beobachtet hatte — vermeiden. Um vier Uhr kletterten wir in unsere Sitze. Ich glaube, wohl war dem kleinen Chilenen nicht zumut: steuerte er beim Abflug heute wieder in den Sumpf, so konnte er sicher sein, daß der um sein Geld sich betrogen wahnende Pöbel den Apparat zertrümmerte. Aber er blieb leidlich ruhig und wir wanden uns durch alle Fährnisse unserer Abflugbahn gut hindurch.

Ich weiß nicht: die seit den Anfängen der Aviatik nun wirklich bis zum Überdruß gehörte Phrase, das Flugzeug habe den alten Menschentraum vom Fliegen erfüllt, schien mir immer und scheint mir heute noch eine Torheit zu sein; Dädalus träumte nicht von einer schweren, lärmenden Maschinerie, er träumte von einem leichteren und leiseren und unauffälligeren Medium, das den Menschenleib von der Erdschwere befreien sollte. Im Flugzeug von heute ist der Motor und das Riesenweiß der Flügel das Wesentliche, nicht aber der

Mensch, der räumlich in ihnen versinkt. Und unsere alte Sehnsucht wird erst dann ganz erfüllt sein, wenn (wer weiß in wie kurzer Frist) ein kleinerer, leichterer Fittich uns hebt. . . .

Und doch der eine Augenblick — Bruchteile von Sekunden nur während — der eine Moment, in dem das Flugzeug sich von der Erde ablöst, wo man nicht mehr die Sprünge und Stöße des Rollens spürt, dieser Augenblick ist unendlich schön, unirdisch fast. Wirklich ein Ahnen des Flügelpaares, das sich losheftet, ein jubelndes „Gönnt mir den Flug“ . . .

Der Rest war zunächst kein ungehemmtes Genießen: die Intelligenz, das Bewußtsein war im Anfang zu sehr wach, beobachtete den kleinen Mann vor mir, wie er arbeitete, bemerkte oben, wie die Brise stärker und böig wurde und daß der Apparat ein wenig zu schwanken begann. Aber bald geschah etwas Wunderbares: weit unter unserem Himmelswagen brausten Rufe, wogten fremde Menschen, raste zwischen seinen Ufern der exotische Strom. Dort unten, da waren die Tropen, die Schwüle, der Pesthauch, das wirre bunte, heiße Leben, das mit kinematographenschnellem Gebären und Verwesen am taumelnden Auge vorüberreißt. Hier oben aber . . . war die Heimat, die Kühle, der herbe Norden, gegen den der heiße Taumel der Menschen dort unten doch nur ein Scheinleben ist. Die Luft, die ich so lange nicht geatmet hatte, die Frische, die man allmählich verliert, wenn es auf langer Dzeanfahrt glühender und glühender wird. Es war ein freudiger Rausch in diesem unerhört raschen Wechsel, in diesem kurzen, flüchtigen Gruß von der Heimat. Und hätte ich an der Stelle gesessen, an der vor mir der Mann dort seine Hebel und Schrauben handhabte, ich wäre höher und höher gestiegen und hätte mir nicht genug darin tun können, in den herrlichen Böen, die uns umbrausten, wenig hunderte von Metern nur über gaffendem Rotvolf jubelnd den Norden zu grüßen. Den Norden, dem die karge, rauhe Natur entbehren läßt, den sie aber an Kraft und Adel an Gemüt und an Intelligenz seiner Menschen hoch hinaushebt über ihre südlichen Kinder, die sie durch reichere Gaben doch immer in die Kinderstube der Menschheit zwingt. . . .

So aber stiegen wir wieder zurück in den heißen Brodem dort unten, in die neblige Schwüle, zwischen die braunen, gestikulierenden, johlenden Menschen. Musik . . . Beifallrufe. Wir setzen auf: rollen, springen, halten. Weiße Tropenanzüge und bunte Uniformen. Die Riggerexzellenz aus der Hauptstadt in offiziellem Schwarz mit vielen, vielen Rotillonorden. Begrüßung und Empfang, Ansprache und Erwiderung in der eleganten, klingenden Sprache Castiliens . . . Und dann das Klubbinder und wieder Reden und kalter Champagner . . .

Aber ich träumte noch lange von der Heimat, die mich oben flüchtig gegrüßt hatte . . .

Drei Monate später, als ich schon lange wieder den europäischen Winter atmete, las ich in einer Zeitung: „Der chilenische Hauptmann ist bei einem Stuge zwischen Valparaiso und Concepcion tödlich abgestürzt“ . . .

Klarus hat fallend sein Schicksal erfüllt . . .

7. Tropica

Über den fernen Bergketten der Anden wird der Himmel klar. Verliert den weißen Giftnebel, den Guayaquil's Höllensümpfe am Tage ausbrüten. Tief unten im Süden wird das Kreuz entzündet. Vom Czimborasso, von der fernen Wunderstadt Quito her kommt der erste erlösende kühle Gletscherhauch.

Du warst tot den ganzen, langen Tag, solange diese entsetzliche Sonne ohne Erbarmen alles Leben tötete und nur fettes Sumpfkraut und in Schlangeneiern elles Giftgewürm brütete. Du warst tot und starr, wie dieser eiserne Bluthimmel tot und starr ist. Und nun erst weckt dich der erste kühle Lufthauch.

Horch, nun erwacht es auch da drüben. Im Sumpf brüllt der Bullockfrosch. Die Stadt, die wie ein aus der Lava befreiter Totenort dalag, beginnt sich zu regen. Das Restchen Dämmerung, das die Tropensonne dem müden Menschen gönnt, spielt über die endlosen Sümpfe und gibt ihnen etwas von den Farben der heimatischen Ebene.

Nun zieht es heran, Boot auf Boot. Uralte Weisen erklingen, wie sie hier erklingen sein mögen, lange, bevor Pizarro das Inkareich in Blut ersäufte. Männer von unentwirrbarer Blutmischung, aber die braunen Körper von einer Schönheit, das Muskelspiel von einer Harmonie, wie ich es nie zuvor sah. Leichte, sorglose Naturkinder: die bunte Decke, armselig und fadenscheinig, umspielt den nackten Körper in Linien und Farben, die den Adel dieser Glieder zum Klassizismus steigern. Mädchen, fast nackt, blumenbekränzt. Das lacht und singt und lockt und jauchzt wie eine Bacchantinnenschar. Der kultiviertere Typ mit den strengen spanischen Zügen, in denen Sinnentaumel und mönchischer Fanatismus eine seltsame Hochzeit feiern . . . Das alles zieht an dir vorbei in weichen lässigen Bewegungen, in denen ein ewiges Verlangen nach dem Leben liegt.

Bestrickender Blumenduft zieht schwer und süß herüber von den Gärten der Berge . . .

„Des Westwinds Säufeln und des Baches Riesel
Stimmen jede Faser zur Entzückung,
Die Blumen duften auf den bunten Wiesen“ . . .

Ah, auch diese Nacht ist eine von jenen, die die Stirn mit Rosen kränzen! Es ist eine Sinnlichkeit in ihr, schwer und betäubend und verzehrend. Verzehrend und tödend. Wehre dich gegen diesen Zauber und du wirst ein Antlitz sehen, so grauenvoll und hart, daß du erbebst.

Gehe einmal im nüchternen Lichte des Tages durch jene Stadt, deren goldviolette Lichter dir jetzt in lockendem Farbenton herüberwinken. Du wirst kein Paradies sehen, du wirst irre Todeschreie hören. Du wirst Leichenzug auf Leichenzug sehen, alle mit jenen entsetzlichen engen südländischen Särgen. Denn Pest und Gelbfieber rasen durch die Gassen und raffen täglich ein halb

Hundert Menschen hin. Haben morgen vielleicht schon jenes wundervolle braune Geschöpf zerstört, das dir lachend zuwinkt, schön, wie der erste Frühlingstag.

Betritt nur jene Wiesen, die dir den Taumelduft wilder Hyazinthen herübersenden. Unter jeder Wunderblüte lauert der Kopf eines Giftreptils. Versuche es nur Mensch zu sein unter jenen braunen Gestalten, die dir wie harmlose Kinder des siebenten Schöpfungstages erscheinen. Sobald sie dich nicht mehr als Herren fürchten, fährt dir bei der ersten Gelegenheit ihr Messer in den Leib.

Frau Übersee, die Herrscherin über diese Lande, ist wie eine jener großen Fürstinnen, die ihre Liebhaber töten. Sie beschenkt dich heute mit nie gekanntem Glück, mit unerhörtem Sinnentaumel und küßt dir morgen lachend den Tod auf die verlangenden Lippen.

Schön ist ihr Reich in seinem ewigen Blühen und Schwellen, in Üppigkeit und Farbenslanz. Aber diese Schönheit ist erschöpft mit ihrer Exotik. Du wirst in ihm nie Orplid, dein Land sehen, wirst sie immer bewundern und nie lieben.

Ich bin durch Boliviens Wüsten geritten, ich sah Cuscos stolze Inkabauten, ich hörte in Quito und Riobamba noch das geheimnisvolle Flüstern und Raunen jener Zeiten, die lange vor der der Inkas liegen. Ich hörte den verborgenen Strom rauschen, der von den Quellen der roten Menschheit kommt. Ich hörte ihre Sagen und Lieder, deren Worte sie heute selbst kaum versteht. Ich habe mich diesen Dingen vorsichtig und ehrfürchtig genahet, wie man einer uralten, gewaltigen Kultur nahen muß. Ich habe mich wohl gehütet, mich von der befremdenden Stilisierung ihrer Kunst abschrecken zu lassen. Und schauernd habe ich schließlich vor dem mystischen Wunder einer Kulturbüte gestanden, deren Größe wir nur zu ahnen vermögen, deren Wurzeln vielleicht zu den Uranfängen der Menschheit zurückführen.

Aber was ich vor Monaten ahnend voraussah, als ich Jenseis „Exotische Novellen“ las, ist mir hier zur selbsterlebten Gewißheit geworden. Wir haben mit dem Menschen der Tropen nicht viel mehr gemein, als die körperliche Ähnlichkeit. Gut und Böse, Schön und Unschön, Recht und Unrecht, diese Begriffe sagen uns etwas anderes, als ihm.

Wir trafen einmal in den weiten Sandwüsten von Otén nach langem Ritt, gut fünfzig Kilometer von jeder Menschenfiedelung entfernt, auf die Ruinen einer uralten spanischen Kirche. Vor vierhundert Jahren mochte sie die Kapelle eines vorgeschobenen Postens gewesen sein, denn noch ließen sich die Fundamente einer Befestigungsmauer nachweisen. Wir traten ein.

Und da sah ich plötzlich den Kontrast zwischen uns und dem Menschen der Tropen symbolisiert. Auf der brüchigen Innenwand der Apsis waren die Reste eines Kreuzifixes zu sehen. Es war nicht eben ein Meisterbild, und doch lag in dem Antlitz etwas von dem Heroismus duldbender Liebe, der von Lionardos Breraflitzen strahlt. Vielleicht, daß Pizarro einen verschollenen Schüler des Meisters hinübergewonnen hat.

Und ich sah die Abendsonne das Antlitz neu beleben, dachte an den Siegesweg, den dieses duldbende Lächeln gezogen ist. Und trat hinaus und sah die trostlose Wüste, die spärlichen Zwergpalmen, die rohen Gesichter der Eingeborenen, die uns begleiteten. Und dachte wieder an die blutende Liebe in den Zügen des Märterbildes da drinnen. Und nie ward es mir so klar, daß einstweilen Krieg ist zwischen unserer Welt und der hier. Daß einstweilen unsere Zivilisation und Kultur und alles, was dahinter liegt, diesen Ländern aufsitzen wie einem Bierkantschädel ein zu enger Hut, den der erste Windstoß fortbläst. Entfernt die Reste reinen spanischen Blutes, nehmt die Europäer aus dem Lande, stellt alle Missionsbestrebungen ab, kurz: subtrahiert Europa von dem Riesenleib Südamerikas — und diese stolz sich als Kulturmenschen gebärdenden Bürger der Republiken Chile, Peru und Ecuador sitzen nach längstens sechzig Jahren wieder als schwermütige Wilde auf Bäumen und fressen Bananen.

Ob hier ein Entwicklungsprozeß zu höheren Formen im Gange ist, oder ob diese Welt ein für allemal der unseren verschieden sein wird, diese Entscheidung ist mir zu schwer. Einstweilen aber ist eine gähnende Kluft zwischen uns und ihnen. Und wer hier lebt, muß trachten, der Herr zu sein, unter allen Umständen.

Und das Resultat ist dann der Europäergrößenwahn, den man sich draußen mit einiger Sicherheit erwirbt . . .

Was tuts? . . .

Guayaquil, im Dezember.

8. Quarantäne

Ja, da war nichts zu ändern. Die Yankee's sind bakterienfürchtige Leute und sperren uns, die von dem pest- und fieberversauchten Ecuador kamen, in Quarantäne ein. Auf einer der kleinen Inseln, die vor der Westmündung des werdenden Panamakanals liegen. Gut sechzig Menschen auf einem Fleck von 200 Metern im Geviert. In einer Hundebude, die sich Hotel nannte. Drei Mann in einem Zimmer, das weder Wascheinrichtungen hatte noch Klingeln. Denn wie kann man es wagen, einen freien Amerikaner herbeizuklingeln? Bedienung: schmierige, faule Nigger mit Ohrfeigengesichtern. Pensionspreis pro Tag fünf Dollar. Wenn man wenigstens dafür in einem guten, ehrlichen Heuboden gewohnt hätte. So aber war es dieses Hotel.

Die Gesellschaft? Du lieber Gott: ein deutscher Kaufmann aus Guayaquil, auf dessen Koffern stolz der Name prangt: Carlos . . . und dann folgt ein Familienname der Mißnißklasse. Aber natürlich Carlos. Denn es ist sicher schon drei Jahre her, daß der Mann in Ecuador lebt. Also Carlos . . .

Herr Carlos ist leider nicht ohne ebenbürtige Genossen. Was die Herren tun? Sie tun das, was den Deutschen im Auslande so ungemein beliebt macht: man spielt bis 12 Uhr nachts Skat, grölt mit Totenlachen in dem

leichtgebauten Haus alle übrigen aus dem Schlaf und schmißt übelriechend das unentbehrliche Bier aus. Aber gewiß, es ist ein unumstößliches Dogma: nur deshalb ist der Deutsche im Ausland so verhaßt, weil man ihn so ungeheuer beneidet. Ohne Zweifel.

Übrigens war einer dieser Herren ein Spanier, so stand es im Hotelbuch. Merkwürdig, Juden gibt es nun bald überhaupt nicht mehr. Es gibt nur noch Griechen, Italiener, Perser. Sehr beliebt ist es, Armenier zu sein. Und im Notfalle ist man Türke. Oder Bulgare. Aber Juden? Überwundener Standpunkt! Auf dieselbe Weise (und aus demselben Grunde stirbt auch der alte schöne Name Cohn aus nebst seiner R-Variante). Wer heißt heute noch Kohn? Man heißt eben Kaan, Kan, Kohn. Sehr beliebt ist auch Kohen und Kahane.

Dieser Herr war, wie gesagt, ein Spanier, Andalusier pur sang. Na ja.

Was ich tat? Was jeder in meiner Situation getan hätte. Ich pendelte zwischen Ärger und Langeweile hin und her. Den Rest des Tages, wenn über Columbien das allabendliche Gewitter niedergegangen war, ging ich an die See. An den ewig bleiern, schläfrigen Pacific dieser Blutbreiten, der nichts von der nordischen Herbitheit des Atlantik hat. Und ich suchte Muscheln oder träumte von Europa oder sah den Sprengarbeiten drüben am Kanal zu und freute mich, wenn die Sprengstücke in wundervollem Bogen die Luft durchschnitten und mit mächtigen Spritzgarben im Wasser aufschlugen.

Und so ward aus solch müdem Zeittotschlagen und einer (danke deutscher Rücksichtnahme schlaflosen) Nacht der erste Tag.

Und dann kam es so, wie es so oft geht in diesem Torenleben: man ist verdrücklich über irgendeine Situation, zählt die Stunden, die sie noch andauern wird: und dann kommt plötzlich, aus irdendeiner Ecke die Fügung und macht aus solcher Lethargie einen Freudentag.

So war es auch hier. Am Südhimmel war eine Wolke zu sehen. Und aus der Wolke wurde der Perudampfer „Urubamba“. Und vom Dampfer „Urubamba“ kamen neue Quarantänesträflinge, Menschen, die mir das Andenken an diese Tage lieb machen.

Sie kamen alle brav nacheinander den Landungssteg hinauf: der kleine, schwarze Belgier, Lyl Alenspiegels lustiges Ebenbild. Der flinke, lebenswürdige Spanier, dieses Mal ein echter, von gutem, toledanischen Blut. Der kleine Ecuadorianer, der Duito mit Paris vertauschen will, und dem wir hinterher das beginnende Heimweh weglachen mußten. Da war ein Schweizer und Herr Nazur, der Türke mit den Augen, die immer zu weinen schienen. Und ein alter Franzos stieg gemächlich hinauf, ein ganz altmodischer Typ mit köstlich verschmizten Augen und dem unererschöpflichen Schatz allerliebster zweischneidiger Bonmots. Zum Schluß aber kam ein langes, feierliches Lineal, Herr Mac Dougal aus Schottland, ernst und würdig anzusehen. Und dabei wurde er

gerade der frischste und lustigste von uns allen, ein famoser, elastischer, alterloser Bursch, der sich in Indien und Peru mit Tod und Teufel herumgeschlagen hatte.

Noch kamen sie alle getrennt, und jedem sah man den Ärger über die kommende Haft an.

Aber siehe da: noch in derselben Nacht hatten wir uns gefunden. Um 12 Uhr standen wir, weiß Gott, wie es kam, alle im Nachtgewand und furchtbar anzusehen in unserem Zorn auf dem Korridor und brachten die statspielenden Deutschen zwangsweise zur Ruh. Durch Lichtlöcher und Wassergüsse.

Der gemeinsame Krieg hatte uns geeint. Und am nächsten Tage war uns diese höllenheiße Teufelsinsel Okeby und wir waren seine Kavaliere, die in Jubel und Trubel Langweile und Heimweh totschlugen und diese würdige Yankee-quarantäne auf den Kopf stellten.

Da wurde gezechet und Reden gehalten wie in einem Pariser Boulevard-café. Und ein Zirkus wurde aufgebaut, in dem ein Jongleur auftrat, in dem Herrn Razurs Harem (mit unseren bartlosen Gesichtern trefflich dargestellt) eine unverkämmt feierliche Pantomime aufführte. Da gab es Wetthögen und Preisspringen. Und am kühlen Abend Wettläufe nackt am mondbeschienenen Strand, wie einst im eiskalten Nordwest bei Nidden. Und da gab es ein großes Preisschießen nach Rotweinflaschen, die der Schotte, der Franzose und ich unter würdigen Reden leer tranken.

Wir waren gute Kameraden, wir acht. Wir wußten wohl, daß morgen schon ein Krieg in Europa uns zu Feinden machen konnte. Wir hatten sicher sehr divergierende politische Ansichten. Und glitten doch flug über alles fort, was uns trennen konnte. Wir haben gezechet und gelacht und gesungen, aber keiner mutete dem anderen eine sentimentale Freundschaft zu. Wir wußten wohl, daß wir nach einer Woche uns alle würden vergessen haben, daß jeden das Leben seinen Weg führen würde. Und doch haben wir diese Tage lustig totgeschlagen und dieser weltverlassenen Insel unser Leben aufgezwungen.

Als wir frei wurden, haben wir dem wohlanständig amerikanischen Zug von Panama nach Colon zu nie gekanntem Leben verholten. Und haben auch in Colon noch gute Kameradschaft gehalten, einer dem anderen nach Kräften geholfen, wo es nötig war. Haben Niggerpolizisten geärgert, die Heilsarmee gegen uns mobil gemacht und in den mondbeschienenen Spaniergassen Colons dem schönsten Mädchen ein Ständchen gesungen. Und noch jeden von uns, als ein Dampfer nach dem andern auslief, treu und lustig an Bord gebracht. Ohne sentimentalen Abschied. Zuletzt blieb der alte Franzos übrig und ich. Der eine feierte den Abschied mit Absynth, der andere mit ernsterem Rotwein.

Heute sind wir alle verstorben. Der eine wird bei Punta Arenas Schafe züchten, der andere in Paris Louvrebilder kopieren. Der Engländer wird in Indien Tiger schießen und der Franzose in Martinique Tunnel bauen.

Keiner wird je vom anderen hören. Was tuts? Wir waren acht fröhliche Menschen und bezwangen vier öde Tage kraft unser.

Ist es nicht genug?

Jamaica, an Bord des „Prinz Joachim“.

9. New York

Jeden Tag halte ich Parade ab über New York. Dann stehe ich hoch oben auf der Brooklynbrücke und sehe auf den Strom hinab, der im eisigen Dezemberwest mit grauen Wogen geht, und auf die Fährboote, die mit irrsinniger Gelenkigkeit durcheinanderschießen. Auf die Turmhäuser, aus deren Spitze Dampffahnen flattern, die in den nächsten Sekunden in nichts verwehen und immer wieder neu hervorschlagen. Wenn dann diese himmelhohe Hängebrücke unter den unendlichen Ketten der Züge und Straßenbahnen zittert und donnert, spüre ich den tollen Synkopentrhythmus dieser Stadt. Dann ist es mir, als müßte man zu dem tiefen Baß, in dem sich das Tosen der Trains, das Tuten der Fähren, das Brüllen der Zeitungsjungen und die tiefen, quakenden Britenlaute vereinen, als müßte man zu diesem tiefen Unterton ein festes Lied singen. Dann wird es mir klar, wie der Gassenhauer entsteht . . .

World! . . . Evening Post! Kleine Kerle, kaum vier Jahre alt, schreien sich, die Abendblätter im Arm, ihr Brot zusammen. Drüben auf der sicheren Rettungsinsel steht ein Mann mit großen Stapeln aller Zeitungen. Und wenn einer von den kleinen Burschen den Stoß von Blättern, den der Kinderarm kaum umspannen kann, sich vom Leibe geschrien hat, läuft er mit Kinderschritten, die zwischen diesen Autobussen, Trams und all den anderen modernen Ungeheuern unendlich komisch und kläglich zugleich wirken, zum alten Platz auf der Bordschwelle des Fahrdammes. Ist ihm dann ein Konkurrent zuvor gekommen, so wird der erste Erwerbskampf mit kleinen Kindersäufen ausgefochten. Amerika ist hart wie Eisen, und auch für den kurzen Traum einer Kindheit ist hier kein Platz und keine Zeit . . .

Wie merkwürdig uniformierend ist doch dieses amerikanische Straßenleben! An den bunten Wirbel von Brüssel und Paris denke ich dabei gar nicht. Wieviel liberaler und individueller aber ist selbst London in der Physiognomie seiner Straße! Die Oxfordstraße ist ein Symbol des Imperiums, auf ihren Trottoirs drängt sich der ganze bunte Farbentanz britischer Kolonialbewohner. New York ist mürrisch und farbenfeindlich, grau und nivellierend, wie der Nebel seiner Dezembertage. Aus allen Nationen fließt ihr der Menschenstrom zu. Und wenn die Tausende, die hier an mir vorbeifluten, nicht ihr heimatliches Idiom so rasch vergäßen, in dieser Stadt würden alle Sprachen Babels klingen. Am Broadway liegen die Häuser des Herrn Delgado aus Barcelona und des Herrn Gumbinner aus Neutomischel in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander. Beide Herren kamen vielleicht einmal vor Jahren im Zwischendeck von Europa herüber, sicher mit sehr verschiedenem Äußern, mit anderen Gewohnheiten und Grinne-

rungen, jeder mit anderem Hassen und Lieben. Aber diese Stadt ist indifferent gegen alles, was wie eine Reminiszenz nationaler und persönlicher Eigenart aussieht: die erste Generation der Einwanderer mag noch ein Fünkchen von dem bewahren, was sie an diesen Dingen herüberbrachte. Die zweite aber hat sicher alles vergessen, spricht, denkt und sieht aus, wie alles hier: amerikanisch.

Ohne Zweifel, Stil hat auch dieses Leben. Denselben imponierenden, sachlichen Stil, wie die Architektur der aus Notwendigkeit und Proportionsinn geschaffenen Turmhäuser, die freilich mehr Wohnmaschinen als Wohnungen sind. Dieser Stil ist das bewußte feindliche Verbannen des Individuellen nicht nur, sondern auch des Dekorativen. Und eben diesen Stil sieht man in dieser unförmigen Menschenmasse wieder, wie man ihn am amerikanischen Geisteshimmel wiederfindet. Das Leben des Tages gehört der Tatsache. Und das seelische Verlangen stillt die Masse im Sensationellen, Exotischen oder . . . Sentimentalen. Nehmt eine dieser Tageszeitungen zur Hand, die die kleinen Menschen vor mir noch immer ausschreien: zwei Seiten Depeschen über den Balkankrieg, über die Börsenstimmung in Europa, zwei weitere Seiten amerikanische Interna, der Handelsteil und die Lokalnotizen. Für die Ergözung des Geistes bleibt nur die übliche Geschichte von dem „horrible murder“ oder die welterschütternde Tatsache, daß Fräulein Gould im Januar statt im Februar heiraten wird. Die Stelle, wo wir in unseren Weltblättern den Essai, die Kritik suchen, wo wir den Pulsschlag unseres Geisteslebens ein wenig fühlen, diese Stelle fehlt. Manchmal freilich, wenn ein monströser Star aus Europa herkommt, wenn Caruso singt oder Strauß dirigiert, dann schreibt man eine Kritik. Als neulich Njale Beethovens Violinkonzert spielte, las ich solch ein Opus. Wenigstens den Anfang. Der lautete wörtlich: „Njale hat von allen europäischen Geigern bei uns das beste Reno.“ Bei dem Worte Reno ließ ich das Blatt still und resigniert sinken.

Und doch, und doch! Wer mit offenen Augen durch diese Stadt geht (und was für New York gilt, gilt für die ganze östliche Union), wer ein wenig tiefer blickt, wird eine alte (freilich wenig gekannte) Weisheit bestätigt finden, daß Phantasie und Gemüt, Geistes- und Kunstleben in ihren ererbten und neu-geschaffenen Formen nicht Luxusdinge sind, die sich aus dem Menschenleben einfach ausschalten lassen. Sie sind am Ende physiologische Bestandteile unserer Welt, Dinge, ohne die wir nicht auskommen. Amerika hat sie ein und ein halbes Jahrhundert verbannt, ist wirtschaftlich und zivilisatorisch ohne Skrupel, ohne sentimentale Erinnerungen an Alt-Europas Kultur seinen geraden Weg gegangen und streckt heute, wo es das ist, was es ist, verlangend die Hände aus nach den einst verschmähten Göttern. Dieses Pilgern nach Baireuth und München, nach Venedig und Rom, das Ankaufen von Kunstwerken ist nicht nur die Prozengebärde von Herrn und Frau Snob. Es steckt am Ende darin eine ehrliche Sehnsucht, Geist und Gemüt und Phantasie zu äzen, die man so lange hat darben lassen, wie es der Dollar befahl.

Als ich neulich hier in ein einfaches Kino ging, fand ich nach dem üblichen süßlich-sentimentalen Zeug Bilder aus — Dantes Inferno. In der fünften Straße (in der Newyorks Millionäre nicht, wie man sich denkt, in Palästen oder Cottagevillen, sondern der Sparsamkeit wegen in hohen, schmalen Häusern mit Dreifensterfronten wohnen), sah ich neulich das Heim irgendeines Großhändlers. Es war ganz und gar gotisch, außen und innen: die Fassade, das Portal, der Türdrücker und das Treppengeländer. Selbst der Fahrstuhl war gotisch und ich vermute, daß auch alles weitere gotisch war (die Menschen freilich ausgenommen). Nacht, bitte, nicht. Liegt darin nicht bei aller Romantik ein rührendes Verlangen nach einer Welt, die man einst selbst verbannte? Ein amerikanischer Journalist vom World sprach einmal mit mir über diese Dinge. Und was ich ahnend mir selbst gesagt hatte, hat mir dieser Mann ehrlich bestätigt: daß über Amerika leise, leise die große Ermüdung kommt, der Überdruß an der einseitigen Gestaltung des Lebens, das neben dem Dollar keinen anderen Gott duldet, daß in diesem Volk, das seine biologische Kraft in dem tollen Hetzen und Jagen nicht völlig verzehrte, nach allen zivilisatorischen Erfolgen der Wunsch mächtiger und mächtiger wird, im engeren Sinne ein Kulturvolk zu werden, wie die dort drüben.

New York ist mehr als eine Siedelung von drei oder vier Millionen Menschen. New York ist ein Prinzip. Das Prinzip der Zivilisation ohne Kultur. Und nun der Amerikaner das Experiment in diesem Sinne eine neue Welt zu schaffen durchgeführt hat, sieht man seine Verkehrtheit ein. Das Experiment war auf neuem Boden unternommen, auf dem keine überkommenen Kulturschätze zu verwüsten waren. Der Amerikaner hatte, als er es begann, nichts zu verlieren. Wir aber in Europa verwalten noch alten Kulturbesitz. Kein moderner, vorwärtstrebender Mensch wird an eine Mumienkonservierung denken, wird verschmähen, was in Organisation, in Verkehr, in Technik geleistet wird. Aber vor dem sinnlosen, unnötigen Vergeuden alter, unersetzlicher Schätze sollten wir uns hüten. Amerika gibt zu denken!

Neben mir auf dem schmalen Fußgängerpfad flutet der Strom des Lebens stärker und stärker. New York ist müde, New York kehrt von der Arbeit heim. Nur die Fahren tuten noch unermüdlich. Dort hinten, wo sich am Wolworth-building eben die erste Lampenreihe entzündet, wo die Flußdampfer im Hudsonnebel verschwinden, liegt Hoboken, liegt das Schiff, das mich nach Europa zurücktragen wird. Das Schiff, das mir der erste Gruß von der Heimat ist.

